

[1. FORTSETZUNG]

Da ich hiermit schon ein neues Kapitel betreten habe, dabei aber noch glücklich in der Seinsweise eines Nichtentschlafenen verblieben bin, beeile ich mich, Ihnen dies und alle damit zusammenhängenden Details und Einzelheiten mitzuteilen.

Ich beeile mich, Ihnen mitzuteilen, daß es sowohl Alltäglicheres als auch Lustigeres gibt als feierliche Begegnungen mit Verstorbenen oder Diskussionen mit der Polizei über das Problem der Identifizierung von Selbstmördern. So verbrachte ich einmal, beispielsweise und übrigens, in der nördlichsten Stadt von Hokkaido und ganz Japan, Wakkanai, von wo aus unser-*ihr* Sachalin zu sehen ist, zwei Tage und zwei Nächte in dem dortigen riesigen Tempel einer Spielart des Zen-Buddhismus. Eingeladen hatte mich dorthin der Kloostervorsteher, nachdem er meine Performance in einem riesigen Konzertsaal besucht und nicht ohne Vergnügen angesehen hatte, wie es mir wenigstens schien. Gleich nach der Vorstellung, tief in der Nacht, fuhren wir in seinem Auto geradewegs zum Tempel. Als wir hineingegangen waren, direkt ins Zentralgebäude, fiel mir nicht weit vom Altar mit dem dort thronenden Buddha eine Vielzahl niedriger Tische auf, die nach dem internationalen Festordnungsgesetz wie der Buchstabe T angeordnet waren. Sie breiteten sich unten, direkt zu unseren Füßen, wie eine wundervolle exotische Landschaft aus, vollgestellt, beladen, überfüllt mit einer irrsinnigen Menge an Speisen, die unermüdlich durch neue, von der Frau des Vorstehers herbeigetragene ergänzt wurden. Das alles hätte man nicht essen und

trinken können, obwohl die Japaner auf diesem Gebiet schrecklich tüchtig sind. Ich mußte daran denken, wie ein Student aus Tokio, der ein halbes Jahr bei einer anständigen Petersburger Familie lebte, buchstäblich aufgebracht und von Mißtrauen gegen die nette, gastfreundliche Frau erfüllt war, die ihm das Essen kochte:

Was ist das schon! Zum Frühstück irgendein Brei oder Kartoffeln mit Fleisch. Mittags bloß Suppe und Kartoffeln mit Gemüse und Fleisch. Und abends das gleiche! –

Wie hätte ich ihm erklären können, daß er nach unserem höchsten Standard verköstigt wurde?

Nachdem wir zu Tisch gegessen, uns bequem zurückgelehnt und uns einen Schwips angetrunken hatten sowie ein wenig mit den Eigenarten und Ecken und Kanten des anderen vertraut geworden waren, verständigten wir uns über ein paar Einzelheiten unserer doch sehr unterschiedlichen Kulturen und Religionen. Um mich nicht in Details zu verlieren, die eine ungenaue Übersetzung ohnehin nicht in seine Sprache und Begriffe hätte transferieren können, versicherte ich, daß im orthodoxen Christentum alles ungefähr genauso sei.

Was, alles ist genauso? – fragte mein Gastgeber listig zurück.

Na ja, nicht alles. Aber vieles –, antwortete ich ausweichend.

Das wußte ich schon –, erklärte er, wobei er offensichtlich den in Japan sehr verbreiteten Katholizismus im Sinn hatte, den er aber anscheinend auch nur flüchtig kannte. Ich versuchte nicht, ihm den Unterschied, ja den unüberwindlichen Abgrund zwischen der Orthodoxie und seinem Buddhismus einerseits und der Praxis oder auch nur der Lehre des Katholizismus andererseits zu erklären. Im Grunde macht es ja keinen Unterschied! Im Grunde weiß er es ja wirklich! Im Grunde wurde das Ganze, wenn nicht vom Menschen fabriziert, so doch in seinen, des Menschen, gekrümmten und nivellierenden Raum gesetzt. Im Grunde haben wir ja schon die größere Hälfte des Lebens gelebt und sind nicht gestorben. Im Grunde ist auch so alles klar.

Nachdem er ein schnurloses kleines Mikrofon zur Hand genommen hatte, brachte der Meister über Funk mit tiefer, übernatürlicher

Stimme, die uns von allen Seiten erreichte, im ganzen Tempelbezirk einen Toast auf das Kloster aus, das alle Menschen offen empfangen. Man übersetzte. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden. Was sollte ich auch dagegen haben? Für mich war alles einleuchtend und angenehm. Und interessant. Und spannend. Ich fragte, und er erzählte und erklärte. Er berichtete, daß in den seitlichen Anbauten (einer Art kleinem Extrakloster) einige seiner Schüler lebten, die die Tische sowohl aufgestellt als auch beladen hatten. Dann hatte der Meister noch ein paar Schüler, die zum Unterricht herkamen. Den Titel „Meister“ benutzte seine gesamte Umgebung und auch er selbst, wobei er von sich in der dritten Person sprach und ruhig, aber gleichzeitig auch feierlich verkündete:

Der Meister zeigt Ihnen jetzt etwas! –

Der Meister erklärt es Ihnen! –

Der Meister weiß das! –

Hören Sie dem Meister zu! –

Jawohl. –

Was für eine Lehrmethode der Meister bei seinen Schülern anwandte, konnte ich nicht herausfinden, denn nach seinen Worten schienen alle recht zu haben, und wer die größte Ungereimtheit oder Unglaubwürdigkeit sagte, hatte am meisten recht. Also gibt es nichts beizubringen. Und infolgedessen auch niemanden, dem man etwas beibringen könnte. Jedenfalls klang das so in der etwas unklaren Übersetzung meines angetrunkenen Begleiters. Der Meister überwand die Schwierigkeiten und die verständliche und verzeihliche Begrenztheit derartiger Kontakte, indem er mir das Wesen der himmlischen Hierarchie in seiner Lehre ganz einfach dadurch erklärte, daß er Buddha mit dem Premierminister und die Bodhisattva mit den verschiedenen Vizes, den einfachen Stellvertretern des Premiers und den Ministern verglich. In Begeisterung geraten, versuchte er sogar, die einzelnen Ämter zu Funktion und Rang der entsprechenden Bodhisattva in Beziehung zu setzen. Das ging schon schwerer. Er ließ es bleiben. Als ich einen Fauxpas begangen hatte, äußerte ich, mein Christus werde dort, am mutmaßlichen Ort ihres, wenn nicht gemeinsamen, so doch benachbarten Aufenthalts für

mich bei Buddha eintreten. Der Meister akzeptierte diese Variante gern und schlug als mögliches Format ihres offiziellen Zusammentreffens so etwas wie die Verhandlungen zwischen den Staatschefs der großen Sechs vor, die gerade zu der Zeit auf Okinawa stattfanden. Er stellte das Ganze als Treffen zwischen Putin und dem japanischen Premier dar. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden. Er schlug vor, unser Staatsoberhaupt speziell für mich an Ort und Stelle zu materialisieren. Ich zweifelte nicht an der Möglichkeit, sondern am Sinn dieser Operation. Okay, er materialisiert ihn. Und? Dank meiner Unsicherheit und meines Zweifels bildete sich in der Ecke etwas Graues, Undeutliches, Ausdrucksloses und steif Dasitzendes. Ohne meinen aktiven Wunsch und dadurch ohne meine Mithilfe war die Sache, wie sich herausstellte, bei all der unmenschlichen, ja übermenschlichen Kraft des Meisters unmöglich, insofern das, wie er mir erklärte, bedeuten würde, jemand anderem den eigenen Willen aufzuzwingen, was dem Wesen der Lehre sowie der Seele des Meisters zutiefst zuwider sei. Ich wunderte mich über diesen Takt und diese Menschlichkeit einer Lehre, die obendrein noch in der konkreten Praxis verankert ist. Bekanntlich gilt als Kriterium für die Wahrheit trotz allem die Praxis. Okay, ich habe den Meister vergessen zu fragen, wie sehr und in welchem Maße es eine Rolle spielt, ob der, sagen wir, zu Materialisierende (in diesem Falle also Putin) Lust oder Unlust verspürt, materialisiert zu werden. Wie ich bemerken konnte, ging das Ganze nämlich nicht nur ohne seine Mithilfe vonstatten, sondern sogar ohne sein Wissen. Womöglich werden völlig unglaubliche Kommunikationskanäle genutzt, die von außen nicht zu erkennen, ja nicht einmal zu erahnen sind. Doch wahrscheinlich berücksichtigt man dabei bloß die eigenen Leute und Eingeweihte. Und zu denen gehörte ich schon. Zwar nur für die knappe Zeit meines Aufenthalts, in der die Gesetze der unermeßlichen Gastfreundschaft galten, doch ich gehörte dazu.

Der Meister lächelte still und listig. Ich hörte ein Rascheln hinter mir, drehte mich um – der Buddha hatte seine Haltung verändert und die versonnene, melancholische Pose des Buddha Maitreya eingenommen. Ich wandte mich ab – er kehrte in seine frühere

Position zurück. Der Meister lächelte weiter vor sich hin. Hinter seinem Rücken schwebten faserig-wolkige Nebelgebilde vorüber, auf denen, strikt nach ihrer von Verdiensten und der Stellung in der Hierarchie abhängigen Größe aufgereiht und angeordnet, eben jene als Minister qualifizierten Bodhisattva thronen. Sie schwebten vor meinen schon zufallenden Augen vorüber und lösten sich auf. Doch sie lösten sich nicht wirklich auf, sondern nur vor meinen Augen. Sonst – in Wahrheit – schwebten sie weiter, schwebten über das gesamte Territorium des göttlichen China, über das unbesiedelte Sibirien, über den zwergenhaften Ural hinweg bis nach Moskau. Schwebten über dem Kreml, über Putin, der, in einen gebügelten weißen Judoka-Anzug gehüllt, kampfbereit mit dem Gesicht des Todes in der Lotoshaltung regungslos auf Stalins Marmorschreibtisch saß. Über Lenin, der blinzelnd seinen Krallenblick in die Steingewölbe seiner Mausoleumswohnung bohrte und durch ihre lastende Masse hindurch diesem spindelförmigen lautlosen Flug zusah. Über dem in der vielschichtigen, schweren und ziemlich feuchten kremlnahen Erde eingegrabenen armen Breschnew, dessen Knochen, vermengt mit den Knochen seiner Mitgenossen im Politbüro, von keinem silbernen Hämmerchen der Ewigkeit berührt worden waren. Ja, so etwas gibt es. Und so etwas gab es in meiner Gegenwart – das heißt, es geschah.

Etwas Ähnliches habe ich übrigens auch in der orthodoxen Kirche in Tokio bemerkt. Ich sah und spürte hinter mir eine Verlagerung von Ikonen und vergoldeten Figuren. Ich entdeckte mit eigenen Augen ihre Quasi-Austauschbarkeit und Lebendigkeit. Offenbar liegt so etwas in Urgrund und Atmosphäre des in jeder Hinsicht vielschichtigen hiesigen Lebens. Und ich empfand das und empfand es tief.

Anschließend führte mich der Meister in verschiedene Räume des Altarbereichs, wobei er jedesmal, wenn wir das nächste Gelaß der Abgeschlossenheit und Sakralität betraten, sagte, hier dürfe außer dem Meister niemand eintreten.

Nur der Meister allein darf hier eintreten! –

Auch hier darf nur der Meister herein. –

Und hier ist es jedem außer dem Meister verboten hereinzukommen! – sagte er und wandte mir seinen bläulich rasierten Schädel mit den blitzenden runden Brillengläsern zu.

Sein Enkelsöhnchen, das dabei war, raste die ganze Zeit wie ein Irrwisch herum, stand auf, fiel hin und zielte mit seiner mir unbekannt hypermodernen Kinderbewaffnung auf den unerschütterlichen Buddha. Am Morgen kurvte das Kleinkind in einem Mini-Auto durch das riesige Tempelgebäude. Träge spazierte eine schwanzlose Katze daher. Hunde verirrten sich allerdings nicht in die Räume – sie lagen alle in einiger Entfernung vom Tempel an der Kette. Der Haushalt des Zen-Buddhismus-Meisters war ausnehmend komfortabel eingerichtet, und zwar nicht ohne kleinbürgerliche Nettigkeit und Behaglichkeit. Was mich, das will ich betonen, außerordentlich befriedigte und sogar freute.

Ich erinnere mich, wie während einer meiner ersten Reisen nach Deutschland, die ich gemeinsam mit Lew Semjonowitsch Rubinstein machte, der nervöse, die ganze Zeit sozusagen hüpfende, die ganze Zeit unaufhörlich und rasch, aber anständig Russisch sprechende, uns begleitende und betreuende Slawistik-Doktorand, ein ehemaliger Linker und Maoist, lang, hager und mit runder Brille auf seinem runden, rasierten kleinen Schädel, uns abends ausführte. Nach seinen damaligen linken Vorstellungen mußte uns einer der radikalsten Treffpunkte der damaligen Bochumer Jugendszene gefallen. Spätabends brachte er uns in ein karges Etablissement, das einem heruntergekommenen verrauchten Moskauer Imbiß ähnelte und eine kaputtgeschlagene und von Brandlöchern gespickte Einrichtung aus Plastik besaß – Tische, Stühle, Bänke, nackte Wände und röhrende Kühlschränke. Rubinstein und ich wechselten einen Blick und erklärten dem Chef bescheiden, aber unmißverständlich, daß wir einen derartigen Radikalismus in Moskau zur Genüge gesehen hätten und etwas Gemütliches, Kleinbürgerliches vorzögen. Daraufhin saßen wir fast die halbe Nacht unter dem mißbilligenden, aber ergebenen Schweigen des Deutschen matt und selig in einer unvorstellbar albernen türkischen Kneipe, wo wir unter durchdringendem

huriähnlichem Frauengesang aus Lautsprechern an bemalten kleinen Tischen auf dem Teppich hockten. Aber es war schön. Während unserer armseligen, lange zurückliegenden Hofkindheit konnten wir, wenn wir abends zu erleuchteten Fenstern hineinschauten und den Haushalt wohlhabenderer Nachbarn mit ihren Teppichen, Fernsehern und bunten Bildern an den kahlen Wänden betrachteten, von einem derartigen Paradies nur träumen.

So daß man also verstehen kann, warum ich Lebensweise und Einrichtung dieses Zen-Buddhismus-Meisters mit Verständnis und Befriedigung guthieß. In den Toiletten mit geheiztem Boden und Sitz, seitlich mit einem leuchtenden Mini-Schaltpult ausgerüstet (die Funktion der Bedienungsknöpfe mit japanischer Aufschrift konnte ich nicht herauskriegen), hingen süße Puzzles mit den Darstellungen von Kätzchen, Zicklein und Kindlein. In einigen Zimmern erstrahlten moderne leistungsstarke Fernsehgeräte mit enorm breitem Bildschirm. Riesige Wohnräume waren angefüllt mit allerhand Stehlampen, Tischen mit Schnitzwerk und normaler bequemer japanischer Ausstattung. Überall standen riesige Kühlschränke, vollgestopft mit Speisen und unterschiedlichen Getränken, wie in teuren Hotels. Ich erkundigte mich: War das wirklich kein Spezialhotel für spezielle zen-buddhistische Gesandte, Wallfahrer und Pilger? Nein, schlicht ein Wohnhaus. Und all dieser unglaubliche Komfort war für das normale, geordnete Leben von drei Familienmitgliedern bestimmt, das des Meisters, seiner Frau und der greisen, aber ständig lächelnden siebenundachtzigjährigen Mutter der Frau. Ach ja, ich habe noch den Enkel außer acht gelassen, der gerade dort wohnte. Ach ja, die Schüler habe ich noch vergessen. Doch wenn die den Komfort und die Einrichtung auch nutzten, so vermutlich nur selten und unregelmäßig. Immerhin waren es nur Schüler. So weit, so gut. Für eine Familie war es wirklich sehr komfortabel. Und nicht nur für die Familie, sondern auch für zufällig hierher geratene Reisende.

Der Meister schenkte mir einen schwarzen Fächer mit einem uralten buddhistischen Sutra auf beiden Seiten. Solche Fächer, wie mir meine informierte Umgebung sogleich mit Ehrfurcht und sogar

einem gewissen respektvollen Grauen erklärte, würden nur für Geistliche gefertigt und seien nicht frei verkäuflich. Ich sprach dem Meister natürlich mit viel Gefühl meinen Dank aus. Unter den Versammelten konnte nur mein Begleiter, Professor der hiesigen Universität, zwei Drittel des komplizierten alten Textes knacken. Womöglich zeigte sich hier auch der Einfluß des Alkohols. Den anderen, die nur eine begrenzte Anzahl von Schriftzeichen kannten, war der Text einfach zu hoch. Na ja, der Meister hat ihn natürlich voller Stolz vorgelesen, was ungefähr eine halbe Stunde dauerte.

Er war überhaupt ein überraschend netter und krasser Typ. Auf meine Frage nach einer Speise, die mir unbekannt war und, wie sich herausstellte, der Mehrheit meiner auf diesem Gebiet überaus erfahrenen und bewanderten Tischgenossen ebenfalls, tat er kund, das sei Hundepimmel. Und brach, ohne meine Reaktion abzuwarten, in wieherndes Gelächter aus. Genau so wurde das von dem Philologieprofessor der hiesigen Universität übersetzt – es sei Hundepimmel (Sie kennen ja das Draufgängertum aller Russisch-Lehrenden und -Lernenden jeglicher Völker und Länder bezüglich des Verstehens und Benutzens unserer Vulgärbegriffe). Der Meister schenkte mir noch Socken, Unterhemd und Unterhose, das heißt, wohl eher seine Frau, aber direkt in seinem Auftrag, als ich nach fast dreistündiger Wonne in einer riesigen Badewanne in einem ebenfalls riesigen Badezimmer gerade neben den Gebetsräumen feststellte, daß ich alle meine Sachen zum Wechseln an meinem früheren Aufenthaltsort gelassen hatte. Die geschenkten Sachen trage ich mit Dankbarkeit auch heute noch, zusammen mit einer Art gläserner Gebetsperlen an einem Gummiband, die man ums Handgelenk legt. Wenn man sie durch die Finger gleiten läßt, beruhigt und entspannt das, und das brauche ich von Zeit zu Zeit sehr. Und bekomme es. Die Perlen sorgen dafür. Und ich denke mit Dankbarkeit an den Meister.

Ach ja, mir ist noch etwas eingefallen – in allen Städten finden sich nach Ausstattung und Sauberkeit differierende öffentliche Toiletten. Es ist sehr wichtig, das zu erwähnen und nicht zu vergessen. Sie verstehen den Grund meiner Pedanterie auf diesem Gebiet sehr gut.

Und ich habe mich daran erinnert, es nicht vergessen und erwähnt, wenn auch mit einer gewissen Verspätung. Überhaupt ist diese Frage oder vielmehr dieses Problem für mich mit einem ungewöhnlichen und sich ständig wiederholenden eindrucksvollen Traum verbunden, den ich aber hier nicht schildern werde, da er einen unangenehmen Eindruck hervorrufen könnte, weil er mit einem nicht gerade erhabenen, aber erbaulichen Bild aus dem zen-buddhistischen Tempeldasein verknüpft ist. Vielleicht erzähle ich ihn später, wenn es sich ergibt.

Während des Gesprächs lächelte der Meister von Zeit zu Zeit dermaßen breit, daß er verschwand. Ja, ja, er verschwand. Dann saß ich ruhig da, wartete auf seine Rückkehr und achtete nicht auf die anderen, die ebenfalls auf nichts mehr achteten. Wenn der Meister zurückkam, hob er seine Tasse Sake und sagte:

Kampai! –

Washe sdorowje, auf Ihre Gesundheit! – fiel ich ein.

Na sdorowje! – platzte der Slawist heraus und benutzte damit die mir so verhaßte Wortverbindung, die, offenbar von Polen in alle Länder der Welt getragen, unter allen Slawisten der Welt unverantwortlicher Weise als authentischer russischer Spruch beim Heben des Glases kursiert, die mit Alkohol von beliebiger Beschaffenheit und Qualität gefüllt sind. Überall, wo ich damit konfrontiert werde, erkläre ich diesem aus unbekanntem Gründen aufgekommenen linguistischen Fehler entschlossen den Krieg. Die nahezu unüberwindliche Trägheit und Passivität der Betroffenen kann die Energie und Pedanterie meiner pädagogischen Bemühungen nicht schwächen.

Nicht na sdorowje, sondern washe sdorowje. –

Man hat mir aber na sdorowje gesagt! –

Und das ist falsch. Na sdorowje sagt man beim Essen, und das bedeutet, daß es einem gut bekommen soll. Und wenn man trinkt, heißt es washe sdorowje, und das bedeutet, daß man auf die Gesundheit von jemandem trinkt. –

Na gut, washe sdorowje! – stimmte der Slawist gutmütig zu.

Langsam schlürfend tranken wir. Da verschwand ich plötzlich

auch, das heißt, ich entdeckte an der Stelle, wo ich hätte vorhanden sein müssen, eine Leere. Ich sah mich suchend nach mir um, konnte mich aber nicht finden. Dann hörte ich auch auf, mich umzusehen, weil ich mich gänzlich verloren hatte. Natürlich verschwand ich auch für meine Umgebung gänzlich. Doch die nahm das ebenfalls hin, als müßte es so sein. Ich verschwand für alle, nur nicht für den Meister. Nach wie vor lächelnd, sah er unfehlbar auf die Stelle meiner neuen, ständig wechselnden Position. Dann tauchte ich wieder auf. Der Meister begrüßte mein Auftauchen mit einem leichten Kopfnicken und einem neuerlichen „Kampai!“ und aß einen Happen. Das Essen auf dem Tisch wurde nicht weniger.

Na sdr ... – stotterte der Slawist los und verbesserte sich gleich darauf (Kompliment, hat sich's gemerkt!): – Washe sdoorowje.

Auf Ihre Gesundheit, im Namen aller Menschen meiner großen Heimat! – rief ich mit bereits etwas inadäquatem Pathos aus. Alle tranken abermals.

Auf keine, nicht einmal auf minimal annähernde Weise werde ich Details konkreter Speisen und ihrer Zutaten beschreiben – das ist nicht mein Gebiet. Dafür gibt es Liebhaber und Profis, die fitter sind als ich, um viele Male fachkundigere Fachleute. Ebenso auf dem Gebiet der Beschreibung von Details aller möglichen Erscheinungsformen von Sex und Erotik. Wie übrigens auch vom Trinken. Und vom Rauchen und von der Einnahme von Drogen. Also bleibt praktisch nichts mehr zu beschreiben übrig, wo ich mich als Profi erweisen könnte. Eben, eben, darüber gräme ich mich! Ich gehe viel lieber auf die Jagd ... Himmel, was für eine Jagd soll das denn sein! Eher geht das Kleinkind, der Enkel des Meisters, auf Buddhajagd (natürlich im mystischen Sinne). Erst kürzlich, nach einigen Veranstaltungen und Besuchen diverser wunderbarer hiesiger Vergnügungstätten, die voller ungewöhnlicher ergötzlicher und erheiternder Angebote steckten, begriff ich mit aller blendenden Klarheit, wie viel ich im Leben verpaßt und versäumt habe. Du lieber Himmel! Leute gibt's! Leute gibt's, die wissen alles! Sie wissen, können dieses Wissen einsetzen und setzen es auch ein, ohne sich irgendwie zu bremsen. Besonders empfindlich

habe ich das nach der Lektüre eines krassen Textes von einem Moskauer Playboy und Saufheini verspürt. Es gibt Leute, die wissen und verstehen, was man wo um 11 Uhr morgens trinkt, und sogar vor 11 Uhr! Was, wo und für wieviel um 12 Uhr oder ungefähr um diese Zeit. Wo um 13, 14, 15, 16 Uhr! Und das die ganzen vierundzwanzig Stunden durch! Sie wissen nicht nur übers Trinken was, sondern auch, wie man opulent dazu ißt. Sie wissen und fühlen genau, wohin und an wen man sich wenden muß, wo man mit Stil ein irrsinniges Geld lassen und wo man sich seinen fast totalen Geldmangel versüßen kann. Wo man Mädchen anmacht und wie man mit ihnen in Hauseingängen, in Straßenbahnen, am Cafétisch, auf Stränden und Pfaden, in Zügen und unbekanntem Wohnungen, gehend, rennend oder fliegend kopuliert. Wie man fremde Wohnungen vollkottzt, in die man zufällig geraten ist, und wie man sie cool und genießerisch auseinandernimmt und darin Büfets, Spiegel und Fenster zertrümmert, um sie dann ohne einen Hauch von Irritation oder Schuldgefühl unbeschwert wieder zu verlassen. Wie man Schaufenster und Autos zerstört. Wie man kreischend abhaut. Wie man trotzdem reinrasselt, auf dem Revier sitzt und mit kindlich-unschuldigem Gesichtsausdruck einen unsäglichen treuherzigen Blödsinn von irrsinniger, spöttisch-gespielder Reue daherausfacht, wobei man selbst bis zu unaufhaltsamen hellen Tränen an die Aufrichtigkeit der Reue glaubt. Und direkt danach, wenn sich's ergibt, jemandem die Fresse einschlägt. Wie man fast in den Knast kommt und wie durch ein Wunder von einem einflußreichen Verwandten rausgeholt wird. Du lieber Himmel! Und ich! Was kann und kenne ich? Höchstens ungefähr die Maße meines Schreibtischs in Zentimetern oder die fehlende Wattzahl in der Glühbirne der Nachtbeleuchtung über meinen ununterscheidbaren Zeichnungen. Ja, erst jetzt, in der Neige meines vorgerückten Alters, wo ich schon nichts mehr ändern und empfinden, sondern mich nur noch grämen kann, habe ich begriffen, daß ich umsonst gelebt habe. Im Grunde ist mein Leben mißglückt.

Also bin ich schlicht verloren und habe überhaupt keine Chance, aus diesem engen und ständig weiter schrumpfenden Kreis zu entkommen. Ich meine damit, daß ich lediglich noch über die Leere

nachzudenken und nachzugröbeln habe. Was ist das eigentlich, die Leere? Ich rede ja nicht davon, daß es etwas nicht gibt. Es geht ja nicht – wissen Sie noch? – um das hier:

Haben Sie keinen Fisch? –

Keinen Fisch gibt's in der Fischabteilung, bei uns gibt's kein Fleisch! –

Verstehe. –

Was verstehen Sie?! –

Alles! –

Sieh mal einer an, er versteht alles! –

Obwohl das auch in dieser Szene steckt – die nette Subtilität und Korrektheit einer Definition der Abwesenheit als ständiger und unwiderruflicher virtueller Anwesenheit. Die Idee ist an sich attraktiv und könnte zu einem Spezialgebiet von Empfindungen und spekulativen Annahmen sowie von Erkenntnis, ja, sogar von penibel-gründlicher Forschung werden. Doch wir reden jetzt nicht davon. Davon reden wir später. Jetzt sprechen wir von etwas, worin nichts, endgültig nichts ist. Und dadurch ist dieses Etwas selber quasi auch nicht da. Und wenn nichts da ist, gibt es auch keinen Gedanken darüber. Doch der Gedanke ist da. Er dient quasi als Grenze, die von der Außenwelt aus unter keinen Umständen zu überschreiten ist. Doch eine Grenze ist ja bekanntlich eine gewisse virtuelle Anlage, die wiederum beiden angrenzenden Seiten zugehört. Das heißt doch wohl, daß sie existiert, die Leere! Wenn auch nur auf dem Wege einer solchen wackeligen Beweisführung! Und sie grenzt an alles, sogar an das, was nicht aneinander grenzt. Also befindet sie sich dazwischen. Das heißt doch, daß sie real existent oder vorhanden ist. Und in der Konfrontation mit der Vielzahl der auf dieser Seite wuselnden Dummheiten und Lappalien übertrifft sie diese sogar durch ihre Gewaltigkeit und unzerteilte Kompaktheit. Aber wie übertrifft sie sie – in welchen Maßeinheiten, mit welchen Parametern und Eigenschaften? Wer weiß das schon. Einige nennen sie das wahre Sein, das unseren unkontrollierbaren und schlechtverständlichen Veränderungen nicht unterworfen ist. Einige geben ihr ehrfürchtig bebend den Namen „das Andere“. Einige nennen sie locker

und familiär Wahrheit und meinen damit offenbar sowohl die Wahrhaftigkeit des Geschehens in ihr wie auch die Möglichkeit, es auf irgendeine Weise nach außen zu senden und gleichzeitig zu empfangen. Einige taufen sie Gott. Beziehungsweise die Verkündigung Gottes auf apotheotische Weise oder Gott weiß was noch. Meister Eckart (es gab so einen) wußte etwas Derartiges und bestand darauf, daß er es wußte, und wurde dafür übrigens nicht nach den Sitten der damaligen Zeit verbrannt. Na ja, er hatte den Durchblick. Und die, die ihn unverbrannt gelassen haben, hatten ihn auch. Uns anderen ist alles mörderisch unklar. Selbst wenn du dort warst, warst du es ja nur durch ein gewisses flackerndes, vages Übertreten der erwähnten Grenze. Das heißt, wegen der Schnelligkeit der Bewegung oder des Flimmerns kriegst du quasi nicht mit und kannst nicht genau sagen, wo du warst, wo du stehst und wo du überhaupt existierst. Und es stellt sich heraus, daß du in ihr existierst, obwohl es natürlich – wie jeder versteht – unmöglich ist, in ihr zu existieren. Man kann bloß durch dieses Flackern quasi ein Doppelwesen, ein Doppelcharakter, eine Doppeldeutigkeit sein. Mir scheint, als wäre die bekannte sowjetische Doppelgedanklichkeit nicht ein spezifisches Phänomen konkret historischer und konkret geographischer, soziokultureller menschlicher Anormalität, sondern Ausfluß eben jener fundamentalen meta-anthropologischen und ontologischen Situation der Dualität und des Flackerns. Ach, was soll's, auf derartig logisch-diskursive Weise sagt man über die Leere wohl kaum etwas Einleuchtendes. Versuchen wir es lieber so:

Ist die Leere ein Mann oder eine Frau? –

Auf diese Frage antwortet man: Jau

*Beginnt die Leere mit etwas, oder endet etwas mit der
Leere? –*

Auf diese Frage antwortet man: Ja

Oder man antwortet: Möglich

Oder eine dritte Antwort: Wird schon werden

*Hat die Leere eine Form oder ein Alltagsleben? –
Auf diese Frage antwortet man einfach*

*Ist die Leere eines oder zwei? –
Auf diese Frage antwortet man nach Bedarf*

*Denkt die Leere selber in Begriffen der Leere oder der Fülle? –
Auf diese Frage sollte man nicht immer antworten*

*Wird die Leere aus sich selbst erzeugt oder aus etwas
anderem,
das wiederum etwas anderes erzeugt? –
Auf diese Frage sollte man ausweichend antworten*

*Tritt die Leere in etwas anderem in Erscheinung oder nur in
Leere? –
Auf diese Frage antwortet man mit dem Heben beider
Daumen beider Hände*

*Ist die Leere sichtbar oder fühlbar, oder begreift man sie nur
durch
reine Spekulation? –
Auf diese Frage antwortet man, indem man zwei Finger zu
einem Ring zusammen-
führt*

*Lohnt es sich, der Leere etwas zu borgen, oder borgt man sich
etwas von
ihr? –
Auf diese Frage antwortet man mit einem Nicken*

*Schweigst du, weil du die Leere bist oder weil du nichts
über die Leere zu sagen hast? –
Darauf antwortet man mit beredtem Schweigen*

*Ist alles um der Leere willen in der Leere oder übersteigt etwas
in ihr*

sie? –

Auf diese Frage antwortet man mit Abwesenheit

*Offenbart die Leere nur Leere, oder wird durch die Leere
alles offenbart, und all das, was durch die Leere
offenbart wird, offenbart es*

die Leere oder ihre Überschüssigkeit? –

Auf diese Frage sollte man mit Leere antworten